

Vorspruch.

Der Verfasser unseres neuen Romans hat ihm auf unsere Bitte einige einleitende Sätze mit auf den Weg gegeben.

Schillers Wesens Kern besteht in der Erkenntnis, daß es nur einen sicheren Weg der menschlichen Entwicklung nach aufwärts gäbe: die Erreichung der höchsten Vollendung durch jeden und in jedem einzelnen Menschen. Alles andere sei, so erkannte Schiller aus seinem Leben und seinen Studien, Schwärmerei, Kurzsichtigkeit oder Gewalttätigkeit, die sich früh oder später an den Hervorrufers selbst rächen. Der „größte Idealist“ war so sehr real, daß er die Wanderung auf jedem anderen Weg, statt auf dem für sich selbst erkämpften, als unnützes Zeit- und Kraftverloren empfand. Ist in jedem einzelnen Menschen das Menschentum, durch eigene Arbeit, erwirkt, so setzt sich dieses automatisch in den Menschheitsgruppen, die eben aus der Summe des Einzelnen bestehen, in der Gesamtheit aller Gruppen, in der Welt, durch. Da die Kunst allein die Seelen über alles Trennende hinweg zueinander zu führen fähig ist, so erschien sie ihm als das Hauptmittel, die Vollendung der Menschheit durchzuführen. Für dieses, in beispiellosem Ringen gegen sich und seine Zeit, Erlämpfte wirkte Schiller rastlos durch Werk auf Werk, bis er allzu früh zerbrach.

Schillers Stellung ist in unseren Tagen eine zwiefache: Vor dem Kriege wurde Schiller konventionell und offiziell verehrt, das fürchtbarste Schicksal, das dem Werke eines Genies widerfahren kann: das glühende Herzenswort wurde Strafe; außerdem erstanden ihm dadurch viele Widerspruchsgeister als Feinde. Seine Wirkung war eng genossen. Im Kriege stieg Schiller zur alten, wenn nicht zu höherer Bedeutung denn je: die Welt zerriß, nur Schillers Sehnsucht nach Recht: jeder Mensch muß sich erst läutern, ehe Hoffnung ist, daß die Menschheit in ihrer Gesamtheit der Vollkommenheit zuzueilen vermag.

Schillers Roman wurde in mir in seinen ersten Anfängen im Frühjahr 1910; ich hatte einen bisher unveröffentlichten Brief Schillers an seinen Vater gelesen und fand ein Temperament von höchster Klarheit und Freiheit des Denkens, das Gegenteil des „moralinsäuren“ himmelanschwärmenden Phrasenjägers, wie ihn die Fabrikare der Schiller-Denkmalerei darstellten. Ich las, studierte, bildete an ihm; vier Wochen nach Beginn der Fikturierung meiner Eindrücke war der erste Band meines Schiller-Romans fertig. Ich wollte zu neuer, anderer Arbeit, Schillers Gestalt verließ mich nicht, der zweite Band entstand, ich wollte zu neuer, anderer Arbeit... kurz: Schiller verließ mich erst, nachdem ich mir seinen Segen durch Vollendung der ihm gewidmeten vierjährigen Lebenssymphonie erkämpft hatte. Mich reizte zuerst nur die Farbe und Form der Gesichtnisse, bei der Stillierung und Formung des fast unübersehbaren Materials aber, in dem mir kaum eine Zeile unbekannt geblieben sein dürfte, forderten sich Schillers Lebensstudien von selbst in vier Hauptgruppen: Kampf um die Freiheit vom Mitleid, gewissermaßen körperliche Freiheit, „ums Menschentum“; Kampf um Freiheit von der Weib- und Schwärmerei-Abhängigkeit, „im Titanenkampf“; Kampf um die höchste, um die geistige Freiheit, „Die Freiheit“; Erlämpfung des vollendeten Kunstwerkes, trotz dieser Freiheit, Weltüberblick; Resignation für sich, Hoffnung für die „Idee der Menschheit“ auf die Ewigkeit: „Den Sternen zu“.

Schillers Roman ist ein „historischer Roman“, das heißt mir: er muß, da er in vergangenen Zeitaltern handelt, das Mitleid von damals, innerlich und äußerlich, besitzen, soweit dieses als Rahmen nötig ist; was aber den Kern des Romans bildet, so ist der das allgemein Gültige von Schillers Kampf zum Licht! Ich anerkenne nur den historischen Roman als Kunstform, der kraft seines Entrücktwesens von der blühenden Gegenwart, unweil, wichtiger, klarer und tiefer, frei von lärmendem Detail, menschlich allgemein Gültiges, allein Wichtiges aus dem Bezirke der ewig unveränderlichen Menschenseele, sei sie nun mehr oder weniger verschüttet, zu heben vermag. Ich fing den „historischen“ Roman als durchaus „moderner Gegenwartsroman“ unbedacht an und sehe ihn gegenwärtig bewußt in einer Trilogie fort, um für das Romanumwerk unserer Tage ungefähr das gleiche zu versuchen, was den Klassikern im Drama ihrer Tage gelang: ewige Menschheitsprobleme zu formen, ohne die niederziehende Schwere des Ver-

gänglichen, des Nebenfälligen! Die Klassiker brachten vieles, was heute Romantisch sein soll, ins Drama (die „Mäurer“ z. B. waren als Buch gedacht und geschrieben, ohne irgend an die Forderungen der Bühnen zu denken!); mein Temperament bringt vieles, was dramatisch ist, in den Roman, der, wie ich meine, in unserer Epoche seine Vollendung erfährt, wie sie das Drama zur Zeit der Klassiker erlebte.

Das sind Gedanken, die bei der Arbeit und nachher entstanden; das Wesen ist, daß ich so schreiben muß, wie ich schreibe, und daß ich so schreiben will, wie ich muß. Großmutter bei Berlin. Walter v. Molo.

Kleines Feuilleton.

Dem Zaren Nikolaus die „dankbaren“ Polen!

Auf dem linken Weichselufer erhebt sich die düster-trochige Weste der polnischen Hauptstadt, die einst von der Stadt Warschau auf eigene Kosten zur Strafe für die Volkserhebung im Jahre 1830 erbaut werden mußte und über der nun stolz und froh das weiß-rote Banner weht. Innerhalb der Umwallung, nahe der Hauptwache und etwas abseits des Weges, erhebt sich zwischen verwildertem Buschwerk halb verdeckt ein Denkmal dieser polnischen Demütigung durch den russischen Despotismus. Es ist ein Obelisk von beträchtlicher Höhe, dessen Inschrift besagt, daß er 1831 dem Zaren Nikolaus I. von den „dankbaren Polen“ errichtet worden sei zur Erinnerung an die Niederwerfung des polnischen Aufstandes! Als damals in Frankreich und anderen Ländern die Völker sich erhoben hatten, glaubten die gedrückten Polen, auch für sie sei endlich die Zeit der Erfüllung ihrer Freiheitsstränge gekommen, und in Warschau brach sich am 29. November 1830 unter Führung eines Häufleins Offiziere und Akademiker jene Empörung Bahn, die, wenn auch mit wechselndem Kampfesglück, schließlich von der russischen Uebermacht blutig unterdrückt wurde. Nach einem verzweifeltsten Widerstand mußte Warschau vor Pawlowitsch kapitulieren. Zar Nikolaus forderte bedingungslose Unterwerfung. Polens Hoffnungen waren begraben — wie es damals schien, für immer. Sicherlich werden die polnischen Besucher der Zitadelle Warschaws dies Denkmal ihrer „Dankbarkeit“ schon oft mit eigenartigen Empfindungen betrachtet haben. Bisher wurde der Obelisk allerdings wenig beachtet, und es hat gewiß genug Polen gegeben, die von dieser steinernen Lüge nichts wußten. Allenfalls die Gefangenen sahen ihn, die in den Mauern der Zitadelle schmachteten — todgeweihte Opfer russischer Willkür.

In der Munitionsfabrik.

Der englische Schriftsteller Hall Gaine hat verschiedene Munitionsfabriken seines Landes besucht und gibt nun in einem Londoner Blatt eine Schilderung dessen, was er zu sehen bekam: „Nach einigen Minuten“, so heißt es an einer Stelle, „find wir in den Schmelzhütten. Hier stehen ganze Reihen Ofen; einige sind geschlossen, aber das abgeperrte Feuer strahlt durch Ritzen und Öffnungen mit wilden Augen nach außen. Und manche werden geöffnet, und dann strömt daraus das geschmolzene Metall, daß aus den bereitstehenden Formen gelbe und blaue Flammen aufschlagen. Dann sind da andere große Ofen, aus deren leuchtenden Tiefen, die wie von zahllosen elektrischen Lampen erhellt sind, mit langen Stangen rotglühenden Stahles gezogen werden von halbnackten Männern, denen der Schweiß über das schwarze Gesicht läuft. Weiter oben ist die Schmelze, wo die Granaten aus runden Metallblöcken in rauhe Form gehämmert werden, um dann von den Dampfhammern ihre endgültige Form zu erhalten; zuletzt werden sie mittels Binden weggeköllt, um abzutrocknen. Und dann gibt es unterirdische Feuerlöcher, woraus vielfarbige Flammen, die an die Hellkatzen erinnern, aufsteigen. Angherzogene Dinge aber sieht man in Woolwich in den Fabriken, wo der Stahl hergestellt wird. Ich habe in vielen Weltteilen die Natur in all ihrem Grimm gesehen: Erdbeden, feuerstürmende Berge, Sturmsuten, Geiser und tosende Flüsse, aber ich glaube nicht, daß ich irgendwo so tief erschüttert war wie bei dem Anblick der Naturkräfte, die für der Mensch den Werk geahmt und ihm dienstbar gemacht worden sind. Wie kann ich, der nichts von den mechanischen Wissenschaften versteht, von all dem einen Begriff bekommen und geben? Es ist ein riesiger, tonfarbener Ofen, formlos wie ein Wazge, 30 bis 40 Fuß hoch, mit einer oberen Öffnung, die dem Mund eines kleinen Kraters gleicht, und aus der eine dicke Flamme emporströmt, mit einem Geheul, als ob sie aus den Eingeweiden der Erde emporstieße, emporgetrieben durch einen gewaltigen unterirdischen Sturm. Und rings um die Öffnung strömen blaue Sterne. Das Licht ist so hell, daß man nur durch dunkel gefärbtes Glas hineinblicken kann, und das Getöse läßt die menschliche Stimme machtlos erlöschen.“

Zahnpflege und Intellekt.

Daß schlechte Zähne häufig die Ursache anderer körperlicher Beschwerden bilden, ist schon fast zur Unvermeidlichkeit geworden. Weniger bekannt ist bis jetzt, daß die Beschaffenheit der Zähne auch auf das geistige und das Seelenleben einwirken kann. In der amerikanischen Zeitschrift „Dentist“ wird ein Experiment geschildert, das vor einiger Zeit in einer Schule zu Cleveland ausgeführt wurde und zu recht interessanten Ergebnissen geführt hat. Zehn Zahnärzte untersuchten die Zähne sämtlicher Schüler und wählten vierzig Kinder aus, die das schlechteste Gebiß hatten. Diese vierzig wurden Gegenstand einer besonderen Unterweisung in der Kunst, die Zähne sachgemäß zu pflegen. Gleichzeitig wurden alle Schäden, die die Zahnärzte entdecken konnten, an den Gebissen dieser Kinder ausgebessert. Nun wurde jedem Kind ein Geschenk von fünf Dollars in Aussicht gestellt, wenn es veriprede, seine Zähne nach jeder Mahlzeit tüchtig zu bürsten und das Essen ordentlich zu kauen. Nach anderthalb Jahren wurden die Preise verteilt: 27 von den 40 Kindern konnten ihr Geldgeschenk in Empfang nehmen. Ein angesehenen Psychologe, Dr. Wallin, untersuchte gleichzeitig den körperlichen Gesundheitszustand der Kinder sowie deren Gedächtnis, die Schnelligkeit ihrer Auffassungsgabe usw. Diese Untersuchung, die das erste Mal vor dem Instandsetzen der Zähne vorgenommen worden war, wurde in der Folge noch öfter wiederholt, zuletzt beim Abbruch des Versuchs nach anderthalb Jahren. Einige der vierzig Kinder waren auch bei Beginn des Experiments ganz gesund und geistig gesund gewesen; die meisten aber waren an Körper und Seele schwach, litten an schlechter Verdauung, Gedankenlosigkeit u. a. Nach anderthalb Jahren zeigte es sich, daß nun fast alle 27 körperlich ganz gesund und durch bessere Verdauung ihre Kopfschmerzen und andere Beschwerden losgeworden waren. Das Wertwürdigste an der Sache war aber, daß Auffassungsbereitschaft und Gedächtnis der Kinder sich wesentlich gebessert hatten, durchschnittlich fast um hundert Prozent.

Notizen.

- Vorträge. Im Institut für Meereskunde...
— Der Goethebund veranstaltet am Dienstag, den 14., 21. und 28. November, Vortragszyklen im Charlottenburger Schiller-Saal...
— Eine neue deutsche Marmorfundstätte. In jüngster Zeit ist man bei einem Eisenbahnbau auf eine neue deutsche Marmorfundstätte gestoßen...
— „Ich möcht meinen Gellert haben, der hebt das Denken.“ sagte Frau Dorothea, um der Mutter Arbeit zu geben...
— „Das hast's Bächle, aber lies nicht lang; das Bächle ist rar. Du wählst, saulast ist's herinnen!“ Die alte Frau Rodweih rief sich freudig die Hände, weil endlich etwas zu tun war...
— „Am Tage Simon und Juda ist er fort“, dachte die junge Frau, hinter ihrem Gellert verschauzt, „vor dem Frühjahr kann ich ihn nicht sehen; dann ist das Kindlein schon über ein halbes Jahr alt.“

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

Und sehet ihr nicht das Leben ein, wie wird euch das Leben gewonnen sein. Schiller.

Die junge Frau sah blaß im breiten Rückenstuhl und ihre hellen Augen sahen tief verinnerlicht zum blauen Novemberhimmel empor, der durch das Grau der Duhenscheiben verdüstert in die kleine Stube schien. Das bleiche sommerprossige Antlitz trug den milden Ausdruck williger Ergebung. Die weißen, schlanken Finger griffen in versonnenem Spiel die Lederrolle des alten Polstersubles ab, auf dessen hoher Lehne rotgolden das aufgelöste Kopfhair lag.

Sorgenvoll sah die alte Frau Rodweih ihre Tochter an. Gewiß dachte die wieder an den unruhigen Gatten! War das ein Jammer! Sie räusperte sich mahnend. Als das nichts half, schüttelte sie ein paar Mal den Kopf und räusperte sich noch einmal. Es half wieder nichts! Sie hustete lauter. Endlich hielt sie's nimmer aus und hieb der eigenen Schürze ein's herunter.

„Dorle!“ sagte sie sehr energisch. — — „Dorle!“ Erschrocken sah die stimmungsgelöste Tochter auf. „Was ist, Frau Mutter?“

„Was denkst schon wieder?“ Drohend stülzten sich die Arme der Rodweih in die Hüften.

Die junge Frau fuhr langsam, fast zärtlich, mit der Hand über die Stirne, als wollte sie schwere Gedanken von sich streifen, die dort lasteten und ihr doch lieb wären. „Ich glaub“, sagte sie tastend und bettelte um ein gutes „Ja“, „der Kaspar wird jetzt bald am Main sein?“

„Immer das Geforge und Gebange! Wenn einer Offizier ist, kann er nicht ewig daheim hocken. Laß' den Herrgott für ihn sorgen, der trifft's besser als du!“

„Wenn Gott nicht wär“, Frau Mutter: es wär' ja wirklich zum Verzweifeln! Was wird aus uns, was mach' ich denn, wenn einer den Kaspar niederwirft oder wenn ihn eine Kugel trifft?“ Aufgerichtet sah sie nun im Sessel, und ihre schänen Augen zeigten schwere, bittere Angst. „Was mach' ich mit dem Phinele und mir?“

„Ich geb' dir keine Antwort nicht! Denk' an das Kindle, das du trägst! Der Ludwigsburger Chirurgus hat g'sagt, die

Kinder würden leicht schwach und unruhigen Geistes, so sich die Mutter während der Zeit härmte und dunkle Gedanken macht. Das weißt du und laßt das Sinnieren trotzdem nicht sein! Gelt?“

„Die Kinder werden so, Frau Mutter, wie es Gott will.“ Für einen Augenblick schloß die junge Frau schmerzlich die Augen, der sanfte Mund bekam einen harten Zug, als horchte sie angestrengt fernstem Laut, der Wichtiges kundete.

„Soll ich laufen, Dorle?“ fragte die Mutter und fuhr eifrig und dienstfertig nach den Schürzenbändern, um sie aufzulösen — denn mit einer Schürze angetan, ging sie einmal nicht über die Gasse — „ist's so weit?“

„Es hat sich bloß geroget.“ Mit wehem, abweisendem Lächeln sah sie ihre Mutter an.

„Wenn der Rodweih nur endlich käm!“ In der alten Frau waren Jörn und Kerger, der bösen Zeitläufte wegen und auch sonst! Sie trat von einem Fuß auf den andern und sah nach dem Ofen, ob die Milch nicht überlefe. Das unverbesserliche Dorle begann schon wieder aufgeregter zu reden:

„Wenn der Kaspar nur nicht die im Freien kampfieren müß! Das letzte Mal sind, aus dem böhmischen Quartier, von sechstausend bloß zweitausend zurückgekommen! Im rechten Fuß hat er schon die Gicht, seit dem Breslauer Moor. Es heißt, sie seien jetzt alle gegen den Preußen auf. Sie werden sehen, Frau Mutter, der Fritz wird sich blutig rächen, besonders an den Württembergischen, weil der Herzog alles gelernt hat von ihm und ihn nun verläßt. Und die Koalition stellt die Hilsvölker immer an das gefährdetste Ed. Es muß übel ausgehen, wenn rechtgläubige Protestanten wider Protestanten streiten. Unser Herzog ist katholisch und versteht das nicht.“

„Jetzt hältst endlich den Schnabel und bist still!“ Weit vorgebeugt, lauernd, stand die Mutter Rodweih, als wäre sie fest entschlossen, jedem Wort, das noch aus der Tochter Mund kommen sollte, den Kopf abzubeißen.

Frau Schiller faltete im Schoß die Hände und presste die kalten Finger zusammen. Ein trauriges Lächeln der Hilflosigkeit war in ihrem rührenden Antlitz ausgebreitet. Mit Gewalt riß sie sich von ihrem Denken los. Sie seufzte, aber ganz leise und unauffällig, damit es die Mutter nicht merkte.

„Was willst? Sag' mir's!“ befahl die und stand mit tathumgerigen Fäusten.



